In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 45. Posen, den 17. August 1927. Nr. 45.

Krasputin

der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von **Reinhold Eichacker.**

21. Fortsetzung.

Tastend fuhr er umher, griff die schweigende Luft. — „War deine Stimme nur, die aus ihm sprach. Sollte mir sagen, was ich nicht begriff. Daß Menschen Tiere sind, die man beherrscht, wenn man ein Krasputin ist. Daß man sie hassen muß, — will man die Macht. Daß man sie täuschen muß, weil sie den Heiland, der nur Wahrheit war, kreuzigten! — Weil sie den Toren, der liebt, nur ausnutzen. Weil diese Brut nur die Lüge erträgt. — Weil sie stirbt an der Wahrheit! Juschuschka, hab' Dank! Ich sehe den Weg wieder, — sehe den Abgrund, vor dem ich schon stand. Macht! Macht! — Auf Tausenden Schultern will ich aufwärts steigen, — nicht rechts und nicht links schauen, — alle beherrschen, — die Torheit, den Haß, die Vernunft und die Liebe, Betrug oder Wahrheit — sie sind alle Diener von Krasputins Gnaden. Juschuschka, ich höre — sprich zu deinem Sohne!"

Er setzte sich vorgebeugt in einen Sessel und horchte ins Leere . . .

So saß er noch reglos am anderen Morgen, als Ahrenberg leise ins Zimmer hereintrat.

„Du hast nicht geschlafen?" fragte Ahrenberg zögernd. Das Antlitz des Russen schien ihm ganz verändert, doch wußte er selbst nicht, was ihm so fremd vorkam.

„Komm her!" sagte Krasputin mit leiser Stimme, die Augen stets auf den Gefährten gerichtet.

Der Aeltere machte zwei hastige Schritte und blieb wieder stehen, als renne er eine unsichtbare Wand an.

„Wie soll ich denn kommen, wenn du mich so anstarrst?" fragte er ganz verwundert.

Ein flüchtiges Licht zuckte in den durchnächtigten Zügen des Russen.

„Er ahnt nicht, daß ihn jetzt mein Wille zurückhielt!" klang jubelnd sein Hirn auf. „Komm, gehen wir frühstücken!" sagte er heiter und zog den verwunderten Freund nach der Diele. „Dein Dienst heute nacht war mir wirklich wertvoll. In Zukunft sind wir wieder einig, mein Lieber. — So komm doch! Ich habe verteufelten Hunger."

„Der Mann ist verrückt!" dachte Ahrenberg heimlich. Er fühlte zum ersten Male etwas wie Gruseln . . .

*

„Apropos!" meinte Krasputin, sich einen Zwieback mit Butter bestreichend, „du wirst Arbeit haben die kommenden Wochen. Ich denke, wir machen jetzt Schluß mit dem Kleinbetrieb dieser Soiréen, der mir aus dem Hals hängt, und gehen aufs Ganze."

In Ahrenbergs Hals zog sich etwas zusammen beim Ton dieser Stimme.

„Was meinst du mit — Kleinbetrieb?"

„Na, denkst du etwa, ich wolle stets vor diesem Pack debütieren, zu dem du mich hinschleppst? Ein paar hundert Menschen —"

„. . . der besten Gesellschaft!" fiel Ahrenberg ein.

„Auch das. Mir genügt's nicht. Mein Ehrgeiz geht höher. Das war für den Anfang ganz nett, aber heute? — Du bist halt ein Kleinkrämer, kennst es nicht anders."

„Nanu!" machte Ahrenberg, immer mehr staunend. Der Russe schlug sich mit dem Löffel das Ei auf.

„Hör' zu, was ich sage! — Wir haben jetzt schon einen Stamm guter Kunden, so daß wir die Praxis jetzt ausdehnen können. Die halbe Welt leidet an allerlei Schmerzen des Leibes und der Seele. Und die will ich heilen. Ich sehe nicht ein, warum wir diese Leute den Aerzten und Pfaffen der Stadt überlassen. Das kann ich doch besser. — Mit anderen Worten: ich werde ein Sanatorium gründen für leidende Menschen der oberen Kreise. Luxuriös ausgestattet. Sie können's ja zahlen. In schönster Umgebung der Stadt, mit dem Auto erreichbar. Dort werde ich meine Patienten behandeln. Als Arzt und als Seelsorger. Als ihr Berater für allerlei Sorgen. Auch die des Vermögens. Ich werde Vorträge halten. Auch in anderen Städten, — Reisen machen und Weltruhm erlangen. Man wird von mir reden."

Von Ahrenbergs Platz kam ein spöttisches Lachen.

„Im Luftschlösserbauen warst du immer Meister! Wo nimmst du das Geld her?"

Der Jüngere schlug mit der Hand auf den Eßtisch.

„Lach' nicht über Dinge, die dir viel zu hoch sind! Das Geld, das ich brauche, steht mir zur Verfügung, sobald ich es wünsche. Genau so, wie du mir dein Geld geben mußtest. Laß das meine Sorge sein. Mach' du dich nur hinter die Propaganda, besorge den Baumeister und die Agenten. — Was gibt's?" wandte er sich nach rückwärts zum Diener, der eben hereinkam. Er las schnell die Karte, die dieser ihm reichte.

„Konsul Simon? — Macht reichlich früh Besuche! Na — ist im Salon? Schön. Ich bin noch beim Frühstück. Ich werde dann kommen. Um zehn Uhr erwarte ich Gräfin Orlinsky. Um zwölf den Besuchsanzug drüben ins Zimmer!"

„Sehr wohl, Herr!" Der Diener versuchte vergeblich, bei Ahrenberg eine Erklärung zu finden für das so veränderte Wesen des Russen. Er traf nur auf niedergeschlagene Augen und ging schnell nach draußen.

Dort stieß er vor Hast mit dem Mädchen zusammen, das eben vorbeiging.

„Puh!" machte er mit einem Wink nach der Tür. „Den hat's. Einen Ton hat der Russe auf einmal! Den solltest du hören!"

„Nu!" machte sie schnippisch, „zu mir nicht, mein Lieber. Wär' ich so ein Mann! — So ein Mann imponiert mir!"

Sie knickste vor Krasputin, der eben selbst in der Tür erschien und sofort zum Salon ging. Er schien ihren schüchternen Gruß nicht zu sehen . . .

Konsul Simon stand schon nervös vor dem Spiegel und drehte sich um, als er Krasputin hörte. Der Russe

bot ihm ohne Hast einen Sessel. Bevor jener sprach, sagte er freundlich lächelnd:

„Sie sind in Erregung, weil plötzlich der Kurs Ihrer Aktien gestürzt ist?“

„Sie wissen es schon?“ fragte Simon verwundert. „Es stand doch noch gar nichts davon in der Zeitung, weil ich Ihren Schlußkurs gewaltsam herauftrieb!“

„Was brauche ich Zeitungen?“ dachte der Russe. „In deinem Gesicht steht ja alles geschrieben. Kämst du sonst schon morgens zur Frühstückszeit zu mir?“ — Laut sagte er: „Sehen Sie darin schon Wunder? Ich hoffe, daß Sie doch noch größere Leistungen von mir erwarten. — Berichten Sie, bitte!“

Der dicke Konsul rückte in seinem Sessel und steckte den Daumen ins Loch seiner Weste.

„Sie hatten geraten, die Aktien zu kaufen. Ich bin immer Kaufmann. Doch damals ging ich ohne Zögern ans Kaufen. Weshalb, weiß der Teufel. Es war ja ein Wahnsinn. Daß diese Papiere nichts wert sind, sah doch jeder Laie. 'ne halbe Million habe ich eingebuttert!“

Er schnappte nach Atem.

„Na,“ lächelte Krasputin, „sind Ihre Aktien denn nicht gestiegen?“

Der andere kullerte wild mit den Augen.

„Gestiegen? Das sind sie. Doch nur vierzehn Tage! Jetzt hängen sie mir wie ein Bleiklotz am Halse. Wenn ich sie nicht stützte, dann wäre ihr Kurs schon um fünfzig gefallen. Das kann mein Ruin sein!“

„Dumm! Dumm!“ nickte Krasputin, „daß Sie nicht vor vierzehn Tagen verkauften. Wie's andere taten, die mich darum fragten.“

Mit einem Satz sprang Simon aus seinem Sessel.

„Was — was?! — Diesen anderen rieten Sie selbst, zu verkaufen, nachdem Sie mir erst alles angedreht hatten?! Das ist unerhört! Das ist einfach unglaublich! Das ist ja — —!“

„Behalten Sie Platz!“ kam es langsam, so kurz und bestimmt, daß der Dicke zurücksank und nur seine wulstigen Lippen bewegte.

„Sie gaben mir bisher nur einmal die Ehre, mich um eine kleine Beratung zu bitten. Ich gab diesen Rat. Ihre Aktien stiegen. Es ist sehr bedauerlich, aber doch nicht meine Schuld, Herr Direktor, daß Sie daraufhin nicht mein Dauerklient — wie die anderen — wurden. Wenn man mich nicht fragt, kann ich leider nicht raten. Ein Arzt oder Rechtsanwalt gibt seine Hilfe ja auch nur, solange er selbst engagiert ist.“

„Ah!“ atmete Simon, sein Taschentuch knetend. Er war zu verlegen und suchte die Worte.

Krasputin legte die Finger zusammen und lächelte höflich.

„Uebrigens ist ja die Sache nicht kritisch. Ich bin ja noch da, wenn Sie meinen Rat wünschen.“

Simon sah mißtrauisch und doch schon schwankend zu ihm hinüber.

„Wissen Sie, wie sich — die Sache entwickelt?“

Krasputin machte nur eine Bewegung wie ein Erwachsener auf eine törichte Frage des Kindes. Er schlug seine Augen voll auf und umfing den Direktor mit Blicken.

„Ich entnehme Ihren Worten den Wunsch, weiter durch mich beraten zu werden. Ich bin auch bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen und Ihnen die Kraft, die mich hellsehend machte, ein weiteres Mal zur Verfügung zu stellen. Ich leide darunter mehr, als jene ahnen, die Nutzen daraus ziehen. — Ich wäre bereit, Ihnen nochmals zu sagen, wie ich handeln würde, wenn — ganz unverbindlich, ich bin ja kein Kaufmann. Ich bin nur ein armer Mensch, dem eine Gabe vom Schicksal zuteil wurde, die er zum Nutzen der Mitmenschen freiwillig spendet. Verstehen Sie mich?“

„Ja, gewiß! Aber, bitte!“ beteuerte Simon.

„Ich kann keine Haftung für das übernehmen, was ich Ihnen sage. Wenn auch tausend Fälle für meine Kraft zeugten. Ich bin nur das Sprachrohr der höheren Geister, die ich gar nicht kenne. Durch sie bin ich sehend. Ich kann Ihnen das selbst nicht näher erklären —“

Der andere rutschte nervös auf dem Sessel.

„Verstehe! Verstehe vollkommen. Ich bin überzeugt... Die Bescheidenheit ehrt Sie... Der Ruf Ihrer Leistungen —. Wenn Sie jetzt bitte...“

„Gleich!“ bremste der Russe. „Wollen Sie einen einzelnen Rat oder Dauerberatung, na, quasi als Hausarzt für laufende Fälle?“

„Das letzte, das letzte!“ beeilte sich Simon. „Ich habe genug an den letzten acht Tagen und an ihren Sorgen! Es leuchtet mir ein, was Sie mir alles sagten. Ich glaube vollkommen—“

„Schön!“ nickte der Russe. „Ich weiß, wie Sie Ihren Verlust decken können. Das heißt, ihn verhindern. Sie werden sogar Ihren Nutzen verdoppeln.“

„Und? Wie?“ drängte Simon.

Krasputin prüfte den Glanz seiner Nägel und sah in den Goldspiegel zwischen den Fenstern.

„Würden Sie zwanzig Prozent des erzielten Gewinns als Honorar für meine Mühe erkennen?“

„Wie?“ Zwanzig Prozent?!“ sagte Simon befremdet. „Ne halbe Million habe ich von den Aktien!“

Krasputin nahm seine Uhr aus der Tasche und rückte im Sessel. Er war plötzlich eilig.

„Verzeihen Sie, doch meine anderen Herren erwarten mich drüben —“

„Wie meinten Sie das?“ fragte der Konsul hastig — „die zwanzig Prozent —“

— „sollen Sie mir vergüten, wenn ich Sie vor großen Verlusten bewahre und Ihnen zugleich einen Börsentip gebe, der neuen Gewinn bringt. Die anderen Herrschaften zahlen freiwillig weit mehr, Herr Direktor. Aber bitte, — vielleicht überlegen Sie sich noch den Vorschlag. Sonst lassen Sie's ruhig. Es hat keine Eile.“

„Doch! Doch!“ schnappte Simon. „An jedem Tag kann ja die Sache verkrachen. Ich kann nicht mehr warten. Mir brennt's auf den Nägeln.“

Der andere zuckte bedauernd die Achseln und steckte die Uhr ein, den Blick nach der Tür.

„Also reden Sie! Sprechen Sie!“ rief der Direktor, vor Aufregung gluckend.

Der Russe nahm einen Notizblock und reichte die Füllfeder zu ihm hinüber.

„Nur einige Worte Bestätigung, bitte. Dazu Ihren Namen. Es gilt ja nur für einen Fall des Gewinnes.“

Die fette Hand Simons schrieb zitternd und hastend die Zeilen, die Krasputin leise diktierte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Musiker Joseph Joachim.

Zum 20. Todestag am 15. August.

Von Dr. Hans Kleemann.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Virtuosen der jüngsten Vergangenheit lebt Joseph Joachim als einer der wenigen ganz Großen in unserem Gedächtnis, als ein Mann, der es stets verschmäht hat, billigem Tagesruhm nachzujagen, dem vielmehr die Kunst ein hoher heiliger Beruf war.

Geboren am 28. Juni 1831 zu Kitsee in Ungarn, kam er, als Geiger durch Jos. Böhm in der Hauptsache fertig ausgebildet, 1843 nach Leipzig. Mendelssohn, der seine ungewöhnliche Begabung erkannte, nahm sich seiner mit wahrhaft väterlicher Fürsorge an, führte ihn in das dortige Musikleben ein und gewann auf seine künstlerische Entwicklung stärksten Einfluß. Auch die Allgemeinbildung seines jungen Freundes, des musikalischen Teufelsbratens, wie er ihn gern nannte, ließ er sich angelegen sein und bestellte ihm als Lehrer den Magister Hering, der ihn in den wissenschaftlichen Fächern unterwies und durch seine von Dogmen nicht eingeengte feine Art des Religionsunterrichts den ersten Grund legte, daß Joachim, der jüdischer Abstammung war, später zum Christentum übertrat.

Mit 16 Jahren war er bereits Vizekonzertmeister am Gewandhaus und Lehrer am Konservatorium. 1850 berief ihn Liszt nach Weimar. Während er ihm als Mensch und Freund bald sehr nahe kam, konnte er zu Liszts Tonschöpfungen kein Verhältnis gewinnen, und die Hoffnungen des Lisztkreises, einen

treuen Parteigänger von Rang zu gewinnen, erfüllten sich nicht. Wurden auch die persönlichen Beziehungen davon weniger berührt, so war doch Joachim die 1853 erfolgende Berufung nach Hannover zunächst willkommen. Freilich hat er sich hier nie recht wohlgefühlt. Ständige Differenzen mit dem Intendanten Grafen v. Platen störten die Harmonie. Dagegen hatte er im König Georg einen verständnisvollen treuen Helfer. Bedeutungsvoll wurde der Aufenthalt für ihn, da er hier seine nachmalige Gattin, die hervorragende Altistin Amalie Schneeweiß, kennen lernte.

Erst in Berlin, wohin er 1869 übersiedelte, fand er die seiner Bedeutung entsprechende Stellung. Hier wurde, um den auf der Höhe des Ruhmes stehenden Künstler dauernd zu fesseln, die „Lehranstalt für ausübende Tonkunst“ ins Leben gerufen und ihm das Amt des Direktors übertragen. Diese Hochschule, an die er die besten Lehrer berief, nahm schnell eine glänzende Entwicklung, und jeder weiß, daß sie noch heute an führender Stelle steht. Auch sonst erwarb er sich um die Hebung des Konzertlebens die nachhaltigsten Verdienste, an reichen Ehrungen hat es ihm nicht gefehlt. Auch in England, wo er ein halbes Jahrhundert lang als regelmäßiger Gast erschien, genoß er die höchste Wertschätzung.

Wenn wir heute für die letzten Quartette Beethovens, für die Solosonaten Bachs eine verständnisvolle Zuhörerschaft in den Konzertsälen antreffen, so ist dies nicht zuletzt Joachims Verdienst. Als er seine Laufbahn begann, galten jene Werke größtenteils als abstrakt und ungenießbar, außerdem schreckten ihre technischen Ansprüche. Hier hat er geradezu eine priesterliche Mission im Dienste der großen Meister erfüllt, man stand plötzlich vor einer überwältigenden Offenbarung. Auch seine Wiedergabe des ebenfalls noch wenig populären Violinkonzerts wurde alsbald als kongenial erkannt und gilt seitdem als unübertroffenes Vorbild.

Neben den klassischen Meistern waren es Brahms und Schumann, für die er sich mit ganzer Kraft einsetzte und mit denen ihn zudem eine innige Freundschaft verband. Für Brahms trat er lange vor Bülow ein, nachdem er — gleichsam zufällig — durch den ungarischen Geiger Reményi mit ihm in Hannover bekannt geworden war. Aus der Bekanntschaft wurde ein enger Freundschaftsbund, der beiden reiche künstlerische Anregung brachte. Als klingendes Zeugnis jener Jahre zieht sich Joachims Wahlspruch „Frei, aber einsam!“ in Form des musikalischen Motivs FAE durch manche Brahmsche Komposition.

Der um zwei Jahrzehnte ältere Schumann war ihm der hochverehrte Meister. Anläßlich des Rheinischen Musikfestes 1858 waren sie einander nähergekommen. Nach Schumanns tragischem Ende waren er und Brahms der verwitweten Clara die treuesten Freunde.

Sein Komponistenruhm kommt seiner Größe als Geiger nicht gleich, doch hat er neben anderen Konzertwerken, die zu seiner Zeit häufig gespielt wurden, einige gerade für den Geiger bedeutungsvolle Stücke geschaffen, unter denen das Konzert in ungarischer Weise und die Variationen in E-Moll an erster Stelle zu nennen sind.

Eva.

Von Edith Rode.

Er glaubte, einen Namen hinauszuschreien — aber er hauchte ihn kaum. Trotzdem erfüllte der Klang dieses Namens den ganzen Raum. — Eva — sangen ihm die Wände entgegen. Er schrie wieder den Namen.

Die Krankenpflegerin beugte sich über ihn, verwundert lauschend, etwas neugierig.

„Soll ich Fräulein Clara schreiben?“ fragte sie.

Ein verwirrter, unruhiger, forschender Blick traf sie.

Sie bedauerte, den Versuch gemacht zu haben, sein Bewußtsein in die richtige Bahnen zu leiten und wechselte den Umschlag auf seiner Stirn. Er öffnete die Augen ganz weit. Tiefe Dunkelheit lag darin. Ein großes, friedliches Glück füllte sie.

„Eva,“ sagte er leise, zärtlich und feierlich.

Kurz darauf delirierte er. Noch einmal gelang es ihm, den Namen hinauszuschreien, dann vernahm man nur ein undeutliches Flüstern. In der Nacht starb er.

Die alte Dame hielt einen Brief in der Hand und betrachtete eine junge Dame, die lesend in ihrer Nähe saß.

Der Blick der alten Dame war unruhig und verwirrt. Jedesmal, wenn sie den Mund öffnete, um zu sprechen, dann zitterten ihre Lippen, so daß sie ihre Worte nicht beherrschen konnte. Darum saß sie lange, lange da und betrachtete die junge lesende Frau.

Endlich konnte sie sprechen:

„Eva!“

„Ja!“ Die Jüngere sah auf. Ihr ruhiges Gesicht erschien beinahe eisig. Der Blick der blauen Augen war fast hart.

„Eva, — glaubst du, — glaubst du, — daß Clara sehr um Harry trauert?“

„Ja, ich glaube es wohl,“ antwortete sie, und einen Augenblick später vertiefte sie sich wieder in ihr Buch. Wieder bebten die Lippen der Alten. Dann endlich vermochte sie wieder die rechten Worte zu wählen:

„Eva, — liebes Kind, — ich habe einen merkwürdigen Brief erhalten.“ Die andere sah auf.

„Er handelt von — Harry,“ fügte sie hinzu.

In dem harten Gesicht war weder Leben noch Anteilnahme.

Die Junge erhob sich schließlich und ergriff die Hand der Alten.

„Aber das Schlimmste haben wir ja schon gehört, Tante,“ sagte sie ruhig und nicht ohne Milde.

Die Alte legte ihre Hand aufs Herz.

„Aber es ist doch so sonderbar,“ sagte sie, und ihre Stimme bekam einen bangen Klang, — „es war dein Name, den er flüsterte, kurz bevor er starb. Seine Pflegerin schreibt es mir, — lies“ —; sie griff nach dem Brief. „Sieh hier.“ Sie las langsam: „damit diejenige, die Eva heißt, wissen soll, daß die letzten sehnsüchtigen und glücklichen Gedanken des toten Mannes ihr galten . . .“ — „Lies!“ —

Die junge Frau stand einen Augenblick unbeweglich da. Dann kniete sie nieder.

„Gott segne sie,“ sagte sie mit einer Stimme, die vor Ergriffenheit zerriß. „Ach Tante, liebe kleine Tante, manchmal glaubte ich es zu wissen, aber ich wagte es nicht, wagte es ja nicht . . . Ich habe seine Stimme rufen hören, — aber ich glaubte, es sei Selbstbetrug, — nun fühle ich wieder Wärme zum Herzen strömen, — ach, ich habe gelitten.“ —

Die Alte strich ihr übers Haar.

„Ich verstehe nichts,“ sagte sie. „Ist Clara denn nicht . . . ?“

Eva küßte die Hand der Alten.

„Ja,“ sagte sie, „ja sie ist, Tante. Sag ihr nichts — sie glaubte doch, daß er ihr gehöre. Aber,“ flüsterte sie, „als seine Seele davonflog, wollte er meine mitnehmen, — alles, alles, alles andere gehört Clara.“

„Arme Eva,“ flüsterte die Alte betrübt.

Die Augen der Jungen strahlten. Ein großes, friedliches Glück füllte sie.

„Glückliche Eva!“ sagte sie.

Gedächtnis der Tiere.

Wenn man von dem Gedächtnis der Tiere spricht, handelt es sich schwerlich um ein Gedächtnis des Verstandes, sondern vielmehr um ein Gedächtnis des Instinktes; wie dem aber auch sei, es ist unstreitig, daß es bei Tieren eine Rückerinnerung gibt, daß beispielsweise Freundschaften, die ein Tier mit einem Menschen geschlossen hat, von dem Tier nie vergessen werden. Besonders gilt das von Löwen und Tigern. Man erzählt mancherlei Fälle, die das deutlich bekunden.

Ein Matrose kam in den Zoologischen Garten und stand vor dem Löwenkäfig; auf einmal wurde einer der Löwen sehr aufgeregt, begann zu brüllen und stürzte an das Gitter, dorthin, wo der Matrose stand. Selbst als die Fütterung begann, und ihm seine Fleischration in den Käfig gelegt wurde, war er nicht vom Gitter wegzubringen und ließ den Mann nicht aus den Augen. Da das seltsame Benehmen des Tieres allen Besuchern auffiel, befragte man den Matrosen, ob er den Löwen etwa häufiger besucht habe und ihn kenne. Er verneinte das und betonte, daß er in dieser Stadt noch gar nicht im Zoologischen Garten gewesen ist. Doch als er nachdachte, fiel ihm ein, daß ihm bei einer Fahrt vor einigen Jahren ein junger Löwe anvertraut worden war, den er gefüttert und betreut hatte und von dem ihm, als die Fahrt ihr Ende erreichte, der Abschied bitter schwer geworden war. Als er den Löwen jetzt genauer betrachtete, meinte er ihn ganz sicher wiederzuerkennen. Er wurde darauf von dem Wärter aufgefordert, den Käfig zu betreten, was der Löwe mit größter Freude begrüßte. Er ließ sich den Kopf graulen, rieb sich an dem Fremden und brach in ein herzzerreißendes Gebrüll aus, als dieser sich schließlich wieder entfernen mußte. Noch tagelang war der Löwe vollkommen untröstlich.

Daß selbst ein Rhinozeros enge Freundschaft mit dem Menschen schließen kann, erscheint zunächst unglaublich, und doch ist es Tatsache. (Dickhäutigkeit ist demnach kein Hindernisgrund für Freundschaftsgefühle.) In einem Zoologischen Garten war von Jugend auf ein Rhinozeros, dessen Wärter, ein junger Neger, es auch dorthin gebracht hatte und später immer um das Tier war. Dieser Bursche konnte mit dem Dickhäuter machen, was er wollte. Eines Tages aber erwachte in dem Neger der Wunsch, in seine Heimat zurückzukehren, und er verließ den Freund, der nun in eine ungeheure Menschenfeindlichkeit verfiel und keinen Wärter auch nur in seine Nähe ließ. Man mußte ihn ganz sich selbst überlassen. Da, eines Tages blieb eine Dame an dem Rhinozeroshaus stehen und sprach auf das Tier ein. Das Rhinozeros hob den Kopf und schaute die Dame etwas interessiert an. Die Dame stellte sich auch in den nächsten Tagen wieder ein und brachte ihm einen Kuchen mit. Carlo, so hieß das Rhinozeros, geruhte ihn zu essen, und er schien ihm wohl zu munden, wenigstens kam er dicht an das Gitter heran und ließ sich den Kopf von der Dame streicheln. Alle Wärter waren aufs höchste erstaunt, denn niemand von ihnen hätte wagen dürfen, Carlo anzurühren. Die Dame wußte die seltene Freundschaftsbezeigung zu schätzen und da sie annahm, daß die Liebe bei dem Rhinozeros durch den Magen geht, brachte sie ihm jede Woche einmal seinen Lieblingskuchen. Nun konnte man beobachten, daß das Tier immer schon gespannt auf ihr Kommen wartete,

sie mit allen Zeichen der Freude begrüßte und seine schönsten Saiten aufzog, wenn sie nur in die Nähe kam.

Daß die Bären sehr zutunlich sind und richtige, ehrliche Freundschaften mit den Menschen schließen, hat wohl jeder Besucher eines Zoologischen Gartens schon aus eigener Anschauung gesehen. Vor dem Bärenkäfig kann man die reizendsten Szenen erleben. Daß man im Verkehr mit ihnen immerhin trotzdem vorsichtig sein muß, hat nicht darin seinen Grund, daß sie etwa falsch und tückisch wären, sondern einfach darin, daß sie im Kraftüberschuß ja dem Menschen überlegen sind und ihm leicht alle Knochen im Leibe zerdrücken können, wenn sie eigentlich nur eine zärtliche Umarmung beabsichtigen.

Auch die Affen, besonders die Schimpansen, schließen Freundschaften, die allerdings meist auf der soliden Basis von Geschenken beruhen. Nur bei Kindern machen sie eine Ausnahme, und spielen friedfertig mit ihnen, ohne materielle Hintergedanken. Andererseits sind fast alle Affenarten sehr rachsüchtig, und ihr Gedächtnis ist, wenn jemand ihnen etwas zuleide tat, fast noch schärfer als bei empfangenen Wohltaten, — wer nur ihre Eitelkeit verletzt, — etwa über sie lacht, wenn sie ihren Zuschauern eine Kraftprobe vorgeführt haben, hat es mit ihnen verdorben. Sie fletschen die Zähne und schmeißen mit Sand, sobald sie einen „Feind“ wiedererblicken.

Daß auch dem im Käfig geborenen Löwen ein Gedächtnis des Unterbewußtseins innewohnt, habe ich im Zoologischen Garten zu Berlin beobachtet. Wir standen vor dem Löwenkäfig, an einem Tage, wo weniger Besuch anwesend, die Wege also frei waren. Plötzlich wich der Löwe mit allen Zeichen höchsten Entsetzens zurück bis an die hintere Käfigwand und starrte regungslos hinaus in den Garten, halb wie sprungbereit, halb wie in schaudernder Angst. Was kann er haben?, fragten wir uns. Wir sahen uns um, — es war nichts geschehen, was ihn hätte erschrecken können. Aber auf dem Wege ging mit langsam trottenden Schritten der kleine Elefant vorüber, der zum Spielplatz gebracht wurde, von wo die lustige Kinderkavalkade ihren Ausgang nimmt. Dieser Elefant hatte den Löwen erschreckt, in Aufregung gebracht, — es war kein Zweifel möglich. Er starrte ihm, ohne eine Muskel zu rühren, nach, so lange noch eine Spur von dem wandernden Berglein zu erblicken war, und auch als er ihn nicht mehr sehen konnte, blieben die Augen des Löwen starr und fern, als sei die ganze Umgebung versunken und als schaue er weit hin über unendliche Wüste. Was mochte in ihm vorgegangen sein? War dieser Elefant ihm dunkle, unbewußte Heimaterinnerung, loderte Rassenfeindschaft auf, war es Neid, den andern frei seinen Weg gehen zu sehen?

Rätsel der Tierseele, die niemand zu lösen vermag.

Aus aller Welt.

Zwei Stunden zwischen Leben und Tod. Eine schreckliche und unvergeßliche Strafe für jugendlichen Leichtsinn und Uebermut, traf den 18jährigen William John Raymond, der mit seinem Freunde und Schulkameraden Harry Robinson zu Besuch in Kentish Town bei London weilte.

Die beiden jungen Leute beschlossen die Klippe am „White Pebde Beach“ zu erklettern und machten sich, ohne jemandem etwas zu verraten, an die Ausführung ihres Vorhabens.

Robinson, der Gewandtere war weit voraus und bereits auf dem Abstieg über die Rückseite der Klippe begriffen, während sein Kamerad furchtsamer, und außerdem unfähig zu folgen, weit zurückblieb. Schließlich verlor er den Halt unter den Füßen und blieb, mit den Händen sich festklammernd, das Gesicht gegen den Felsen gepreßt, in der Luft hängen. Es war ein entsetzlicher Anblick für die Strandbewohner, die ihn, ohne helfen zu können in dieser Lage sahen und jeden Moment seinen Absturz erwarteten.

Ueber zwei Stunden schwebte der unglückliche Kletterer so, mit ausgestreckten Armen und Beinen in der Luft, 300 Meter über dem Abgrund.

Endlich gelang es der herbeigerufenen Polizei und anderen mutigen Männern, die sich zu seiner Rettung aufgemacht hatten ihm ein Tau mit lassoartiger Schlinge um den Leib zu werfen und ihn dann langsam in das hier sehr flache Meer gleiten zu lassen.

Der Gerettete war am Ende seiner Kräfte, als ihn die Rettungsmannschaft durch das Wasser watend ans Ufer brachte.

Er brach ohnmächtig zusammen und blieb als man ihn wieder zum Bewußtsein gebracht, in völliger Apathie wie leblos liegen. Doch ist keine Lebensgefahr mehr vorhanden.

Ziegenherden in Paris. Jedes Jahr, wenn der Sommer sich seinem Höhepunkt nähert, bietet sich dem Beobachter ein eigenartiges und ungewohntes Bild in den Straßen von Paris. Dann treiben nämlich die Ziegenhirten ihre Herden durch die Stadt mit denen sie auf dem Wege nach den saftigen Weiden in der Normandie sind. So war auch in diesen Tagen die französische Hauptstadt wieder der Schauplatz dieses friedlichen Durchmarsches, der allerdings für den Verkehr mitunter recht störende Formen annahm. Einzelne Straßen mußten nämlich zeitweise für Fahrzeuge direkt gesperrt werden, da die Hausfrauen nach altem Brauch mit Milchtöpfen und Gefäßen aus ihren Wohnungen kamen, in welche die Hirten auf offener Straße die frische kräftige Ziegenmilch molken. Auch der mitgeführte Ziegenkäse war ein begehrter Artikel, der den Hirten manch schönes Stück Geld brachte.

Am wenigsten erbaut von dem Durchmarsch dürften die Gemüsehändlerinnen gewesen sein, denn mancher saftige Salatkopf und manche junge Rübe wurde von den lebhaften Tieren in einem unbewachten Augenblick weggeschnappt.

Aber auch der Pariser weiß nun, daß es wieder Sommer ist, denn die Ziegenherden sind mit ihrer alljährlichen pünktlichen Wiederkehr ein geradezu meterologisches Zeitbestimmungszeichen geworden.

In Paris wurde eine Bande rumänischer Automobildiebe verhaftet, die unter der Führung eines Elsässers namens Schlechtel „arbeitete“. Schlechtel, der von Beruf Mechaniker ist, wurde schon vor einiger Zeit verhaftet, weil er einen Kraftwagen, den er reparieren sollte, verkauft hatte. Er wurde damals zu einem Monat Gefängnis und 5000 Fr. Geldstrafe verurteilt. Als er ins Gefängnis eingeliefert werden sollte, gelang es ihm, sich dem Transporteur zu entreißen und durch einen tollkühnen Sprung von einer Brücke in die Seine zu retten. Die Banditen, die außer Schlechtel aus den drei Brüdern Eduard, Jan und Jac Rodulescu — welche rumänische Staatsangehörige sind — bestanden, haben in kurzer Zeit 35 erstklassige Luxusautomobile erbeutet und verkauft. Nur acht Wagen konnten wieder zur Stelle geschafft werden.

Ein japanischer Truppentransportdampfer mit tausend Soldaten an Bord befand sich auf der Rückreise von China nach Japan. Unterwegs brach an Bord des Schiffes unter den Soldaten die Pest aus, die zahlreiche Opfer forderte. Die Leichen der Toten wurden ins Meer geworfen. Jetzt hat die Regierung Schiffe ausgesandt mit dem Auftrage, die Leichen wieder aufzufischen, um eine Ausbreitung der Seuche zu verhüten.

In dem Dorfe Luprig im Kanton Aargau in der Schweiz fand die Besitzerin beim Umgraben des Gartens eine große Goldmünze mit der Jahreszahl 1730. Beim Weitergraben stieß sie auf ein vom Spaten zerbrochenes Tongefäß, in welchem sich eine große Anzahl alter Silber- und Goldmünzen befanden, die sämtlich die Jahreszahlen von 1730—1792 trugen. Da es sich um Goldmünzen verschiedener schweizerischer Kantone handelt, repräsentiert der gefundene Schatz außer dem sehr erheblichen Metall- einen außerordentlichen Seltenheitswert. Man nimmt an, daß der Besitzer das Geld im Jahre 1798 beim Heranrücken der Franzosen vergraben habe und infolge eines plötzlichen Todes oder weil er die Stelle, an der er das Geld vergraben hatte, nicht wiederfinden konnte, an seiner Behebung verhindert wurde.

Fröhliche Ecke.



Nur an kinderlose Ehepaare. Der wohnungssuchende Herr hatte alle Räume, Boden, Kohlenkeller, W. C. usw. eingehend besichtigt und war befriedigt. Da fragte ihn der Hausmeister:

„Haben Sie Kinder?“

„Ja,“ lautete die Antwort.

„Dann können Sie die Wohnung nicht bekommen.“

„Aber hören Sie doch in Ruhe zu. Mein jüngstes Kind ist dreißig Jahre alt, verheiratet und lebt in Australien. Die beiden andern leben in Amerika.“

„Das tut nichts zur Sache,“ antwortete der Hausmeister. „Ich habe strengen Befehl, die Wohnung nur an kinderlose Ehepaare zu vermieten.“ Tit Bits.

Der Schlafwandler. „Hören Sie mal, Frau Schmidt,“ so sagte sehr ernst der Herr Pfarrer, „ich sah zu meinem Erstaunen, daß Ihr Mann mitten in der Predigt die Kirche verließ. Das ist doch ein recht eigentümliches Verhalten.“

„Ach, Herr Pfarrer, er wird alt. Er wandelte wohl im Schlaf.“

Unachtsam. Mr. Mallinson kam plötzlich ein schrecklicher Gedanke. Er war mit seiner Frau unterwegs zum Kino, als ihm einfiel, daß er den Kohlenkeller nicht abgeschlossen hatte. So ging er zurück, drehte den Schlüssel im Schloß um, ließ ihn in seine Tasche gleiten und lenkte seine Schritte wieder zum Kino.

Als er drei Stunden darauf sein Heim erreichte, fand er den Herrn Nachbar in einem Zustande höchster Empörung vor.

„Was haben Sie denn nur?“ fragte Mr. Mallison.

Wutschnaubend antwortete der andere: „Ja wissen Sie denn nicht, daß Sie meine Frau in Ihrem Kohlenkeller eingeschlossen haben?“

„Da können Sie, lieber Nachbar, von Glück sagen, daß ich sie nicht im Schlafzimmer eingeschlossen habe!“

Ein sonderbares Zugtier. Trübgrau und kalt war der Wintermorgen. Der neue Arbeitsbursche auf dem Bauernhofe tastete sich in der Dunkelheit zum Stall, um ein Pferd anzuspannen. Dort war es vollkommen düster und der Bursche merkte nicht, daß er in einen Kuhstall geraten war. Da hörte er auch schon die Stimme des draußen wartenden Bauern, der ihm ungeduldig zurief: „Nun, mach doch schnell mit dem Pferd, ich muß heute früher weg zum Markt.“

„Es tut mir leid, Herr,“ erwiderte der Bursche, „aber ich kann bei dem verdammten Vieh das Kummet nicht über den Kopf kriegen. Dem Biest sind scheinbar die Ohren steif gefroren, und da bleibt das Kummet dran sitzen.“ „Answers.“

Mißverständnis — Bosheit — oder Selbsterkenntnis? „Ich möchte gerne Ihr Urteil über dieses Bild hören, Herr Direktor!“ — „Oh, es ist wertlos!“ — „Trotzdem möchte ich es hören —!“ („Jugend“)

Verantwortl. Schriftleiter: i. V. Alexander Jursch, Poznań.